

Allmuth Schellpeper

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Malawi

vom 13 März bis 26 April 2000

”Malawi – ein kleines Land übt sich in Demokratie”

Von Almuth Schellpeper

Malawi, vom 12.06. bis 11.09.1999

Inhalt

Zur Person

Diktatorische Vergangenheit und Demokratie

Zum zweiten Mal an die Wahlurnen
Hochschule in Zeiten der Diktatur
Musik unter Banda

Frauen engagieren sich

Banda's Frauenorganisation
Kämpferische Nationalheldin
Selbständig mit Papier-Recycling
Frauenministerin neu im Amt
Journalistinnen mit einer guten Idee

Das Schweigen brechen – Kampf gegen Aids

Eine Million Malawier HIV-positiv
Jugendliche in Anti-Aids-Clubs
“Youth Ambassador” als Berater
Aufklärung über's Radio
Verstehen mit Hilfe von Theater

Einblicke ins Bildungssystem

Kostenlos lernen
Studieren an der Universität

Der Malawi-See – drittgrößtes Binnengewässer Afrikas

Eigenverantwortlicher Fischfang
Gemächliche Fahrt über den See

Zur Person

Almuth Schellpeper, Jahrgang 1964, studierte Sozialpädagogik und Medienwissenschaft in Münster und Tübingen. Anschließend Volontariat beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart. Seit 1997 freie Hörfunk- und Fernsehjournalistin in Köln für öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten. Vorliebe für sozial- und entwicklungspolitische Themen.

Diktatorische Vergangenheit und Demokratie

Zum zweiten Mal an die Wahlurnen

Am 15. Juni 1999 sollen zum zweiten Mal in der Geschichte Malawis demokratische Wahlen stattfinden. Zwei Tage vorher lande ich in Lilongwe, der Hauptstadt. Vor meiner Abreise schrieb mir die Leiterin des GTZ-Büros in Malawi, ich hätte mir einen ungünstigen Zeitpunkt ausgesucht, um ins Land zu kommen – so kurz vor den Wahlen. Man wisse noch nicht, ob es Unruhen geben würde. An die GTZ-Mitarbeiter sei die Empfehlung gegangen, an den Tagen vor und nach den Wahlen keine großen Strecken im Land zurückzulegen. Auch ich solle vorsichtig sein. Ich bin unschlüssig. Natürlich kann ich die Situation noch nicht einschätzen, bin aber sehr neugierig. In Lilongwe angekommen, nehme ich Kontakt auf zum Büro des Demokratisierungsprojektes der GTZ. Wenn ich am Wahltag morgens um fünf Uhr an der Rezeption des Lilongwe Hotels sei, dann könne ich mit internationalen Wahlbeobachtern mitfahren. Ich bin zum vereinbarten Zeitpunkt da und besteige zusammen mit Mikael Boström aus Schweden und Lanca Ngube aus Malawi einen Jeep. Die Wahllokale öffnen um sechs, dann wollen wir in Nchisi sein, einer Gegend im Nordwesten des Landes. Wir sind spät dran, der Fahrer rast über die roten Sandwege, wir werden ordentlich durchgeschüttelt. Wir erreichen unsere erste Wahlstation, ein Schulgebäude auf dem Land. Und dann sehe ich hunderte von Leuten, die Schlange stehen, geduldig darauf warten, ihre Stimme abgeben zu können. Zum Teil sind sie schon seit vier Uhr morgens da, Frauen, Männer, Junge, Alte. Nur wer sich vorher registrieren ließ, darf wählen, Mindestalter: 18 Jahre. In der Schlange stehen auch Jungen und Mädchen, die deutlich jünger aussehen. Das fällt auch einem der Wahlhelfer auf. Er fragt einen Jungen nach seinem Alter, der behauptet er sei 18. Der Onkel wird gerufen, auch er sagt, sein Neffe sei volljährig. Einen Pass hat der Junge nicht, also vertrauen die Wahlhelfer der Aussage des Onkels. Wir fahren weiter nach Kayoyo, zur nächsten Wahlstation. Hier bietet sich uns ein ähnliches Bild: Lange Reihen Wartender. Die Wähler haben zwei Stimmen: Eine für den Präsidenten, die andere für den Kandidaten einer Partei. Doch zunächst muss jeder den

Zeigefinger der rechten Hand in Tinte tauchen. So soll sichergestellt werden, dass niemand zweimal seine Stimme abgibt. Wir fahren zu einer dritten Wahlstation. Mittlerweile ist es nachmittag, die meisten Leute haben bereits gewählt, jetzt muß niemand mehr anstehen. Um sechs Uhr schließen die Wahllokale, es ist dunkel geworden. Wir sind bei der Stimmenauszählung in Vikula dabei. Bis ein Uhr nachts wird hier sortiert und gerechnet. Später erfahre ich, dass das Auszählen in anderen Wahlbezirken zum Teil noch zwei Tage länger gedauert hat. In Vikula gibt es keinen Strom, im Kerzenschein arbeiten sich die Wahlhelfer durch die Stimmzettel. Von den über 500 Wahlzetteln sind angeblich nur fünf ungültig. Ich beobachte jedoch, wie Stimmzettel, die z.B. mit mehreren Kreuzen oder Fingerabdrücken versehen sind und damit ungültig wären, zu einer der beiden großen Parteien gerechnet werden.

Die Wahlbeteiligung im Land ist insgesamt sehr hoch: 92 Prozent der registrierten Wähler geben ihre Stimme ab. Der Projektleiter des GTZ-Demokratisierungsprojektes schreibt später in der „Nation“, einer der großen Tageszeitungen in Malawi: Auch wenn es einige Unregelmäßigkeiten gegeben habe, sei die Wahl ruhig und fair verlaufen, relativ gesehen. Man müsse schließlich die Vergangenheit Malawis mitbedenken, Demokratie sei Übungssache. Auch die zwölf internationalen Wahlbeobachter bestätigen eine fair verlaufene Wahl.

Die Malawier haben, wie schon bei der ersten demokratischen Wahl vor vier Jahren, entlang der Regionen gewählt, d. h. der Norden stimmte am ehesten für Aford (Allianz für Demokratie), die Mitte für MCP (Malawi Congress Party) und der Süden des Landes für UDF (United Democratic Front). Für viele ist nicht das Wahlprogramm entscheidend, sondern aus welcher Gegend die Kandidaten stammen.

Das Wahlergebnis fällt denkbar knapp aus. Es findet ein Kopf-an-Kopf-Rennen statt zwischen Bakili Muluzi von der UDF und seinem Rivalen Gwanda Chakuamba vom Bündnis MCP/Aford. Der frühere Präsident Muluzi gewinnt wieder die Wahl. Das bestreitet die Opposition; u. a. weil kurz nach der Wahl hunderte von Kisten mit Stimmzetteln gefunden werden, die nicht ausgezählt waren. Es gibt vereinzelt Unruhen, vor allem im Norden. Dort werden etliche UDF-Anhänger, die ursprünglich aus dem Süden stammen, vertrieben, ihre Häuser zum Teil zerstört. Auch die Fensterscheiben einiger Moscheen gehen zu Bruch. Der Grund: Präsident Muluzi ist Muslim, die Mehrheit der Malawier bekennt sich zum Christentum.

Am Tag der Parlamentseröffnung erscheinen die Abgeordneten der Opposition nicht zur Sitzung. Damit wollen sie unmissverständlich deutlich machen, dass sie Bakili Muluzi als Staatspräsidenten nicht akzeptieren. Die Opposition wendet sich sogar an das höchste Gericht. Auf den Straßen in Lilongwe begegne ich einige Male erregten Demonstranten, die ihrem Ärger über das Wahlergebnis Luft machen.

Laut Verfassung herrscht Meinungs- und Pressefreiheit im Land. Doch drei gestandenen Journalisten des staatlichen Rundfunksenders MBC (Malawi Broadcasting Cooperation) wird gekündigt, angeblich weil sie die Meinung der Opposition verbreitet hätten. Genaues weiß man nicht. Als ich eine langjährige Journalistin bei MBC auf die Kündigungen anspreche, schaut sie mich an und sagt: "Ich weiß nicht, wer dahinter steckt". Ich blicke sie an und glaube ihr nicht. Es soll Spitzel geben in den Medien, vielleicht hat sie Angst, mir zu sagen, was sie weiß. Dreißig Jahre Diktatur lassen sich nicht einfach wegwischen.

Der Tag vor dem 22. Juni, dem offiziellen Unabhängigkeitstag, wird kurzfristig zum Feiertag erklärt: Die Leute sollen Zeit haben, nach Blantyre zu fahren, um dort den neuen Präsidenten zu feiern. Ich begleite zwei Reporter des Staatsrundfunks ins Stadion. Die Feiern zum Unabhängigkeitstag wecken in mir Bilder, die mich an frühere Zeiten Malawis denken lassen: Als Präsident Muluzi das Stadion betritt, wird er umringt von rund 50 Partei-Frauen, die für ihn singen und tanzen. Sie sind gekleidet in leuchtendes Gelb, der Farbe der Regierungspartei UDF. Später landen Hubschrauber im Stadion, das Militär führt Schießübungen vor, die Zuschauer springen vor Begeisterung von ihren Plätzen auf. Das anschließende Fußballspiel findet lange nicht so großen Anklang. So ähnlich, stelle ich mir vor, verliefen auch die Feierlichkeiten für den Diktator Kamuzu Banda.

Hochschule in Zeiten der Diktatur

Es gibt heute in Malawi offiziell zwei Universitäten. Die eine ist ganz im Norden des Landes, in Mzuzu, und befindet sich noch im Aufbau. Die andere wurde bereits 1965, ein Jahr nach der Unabhängigkeit Malawis, gegründet und besteht aus insgesamt fünf Colleges, verteilt auf mehrere Orte. Der größte Campus befindet sich in Zomba, am Chancellor College, bekannt für die geisteswissenschaftlichen Fächer. Hier wurde früher die Elite des Landes ausgebildet. Auch heute noch hat jemand, der am Chancellor College seinen Abschluss erwirbt, gute Chancen, später einen Job zu ergattern.

Edine Kayambazithu kennt die Universität in Zomba noch aus ihren eigenen Studentenzeiten. Seit 19 Jahren lehrt sie selbst dort. Sie glaubt nicht, dass die Leute jemals aufgehört hätten, kritisch zu sein. Nur habe man während Bandas Zeit nicht gewusst, wem man vertrauen könne und wem nicht. Selbst als sie in den 80er Jahren für zwei Jahre zum Studium nach England ging, saß ihr die Angst im Nacken, Spitzeln zu begegnen, erzählt sie. Als Edine Kayambazithu Mitte der 80er Jahre zum ersten Mal über Sprache forschen wollte, wurde ihr das nicht erlaubt. Sich kritisch über Sprachpolitik zu äußern, war damals unmöglich.

Kings Phiri gehört ebenfalls seit Jahrzehnten zur Universität: Zunächst als Student, dann als Dozent. Er ist Geschichtspräsident in Zomba. Auch er beklagt, dass unter dem alten System keine akademische Freiheit möglich war. Viele der Studenten seien Spitzel gewesen, die für die Regierung gearbeitet hätten, erzählt er. Manche seiner Kollegen seien damals verhaftet worden. Man habe nie gewusst, ob man als nächster an der Reihe sei. Meistens seien die Polizeieinheiten nachts gekommen, um einen abzuholen. Einmal entging auch Kings Phiri nur knapp einer Verhaftung. Er hatte damals einer ausländischen Nicht-Regierungs-Organisation (NRO) geholfen, Familien ausfindig zu machen, die besonders an Hunger litten. Eine Woche später wurde er zu einer Polizeistation gebracht und verhört. Man ließ ihn zwar kurze Zeit später wieder frei, doch die Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht: Sie hatten ihn eingeschüchtert.

Ich möchte von Kings Phiri wissen, ob die Studenten früher anders gewesen seien. Ja, sagt er, disziplinierter, konzentriert darauf, einen Abschluss zu machen, besser gekleidet. Die Studenten heute dagegen seien aufmüppig, das mache das Unterrichten manchmal anstrengend. Doch sie seien aufgeweckter, an ihrer Umwelt, an Alltagsproblemen, an Hintergrundinformationen interessiert, wollten die Welt verändern. Kings Phiri lacht, irgendwie hat er die Jahre der Diktatur überlebt. Manchmal, das gesteht er gerne ein, verspürte er damals den dringenden Wunsch, Malawi zu verlassen, doch er ist geblieben.

Musik unter Banda

Die Alleluya-Band, eine Musikgruppe aus Balaka, spielt eine Mischung aus Reggae und traditioneller Musik, und das bereits seit 20 Jahren. Alle Mitglieder gehören zur katholischen Gemeinde in Balaka, einem kleinen Ort im Süden des Landes.

An der Demokratisierung Malawis sei die Band auf ihre Weise beteiligt gewesen, meint Steve Chimombo, Professor an der Universität in Zomba und Herausgeber der Kulturzeitschrift „Wasi“. Er bezeichnet die Alleluya-Band als Revolution von Balaka. Steve Chimombo ist sich sicher, dass die Gruppe dem unterdrückten Volk damals Trost und Hoffnung gegeben habe, mit Botschaften aus der Bibel. Sie äußerten Kritik, zwar gut verpackt in religiöse Inhalte, doch für alle verständlich. Erst 1994, kurz vor den ersten demokratischen Wahlen, änderten sich die Texte, die Alleluya-Band begann über Armut, Waisenkinder, über das politische Klima zu singen. Ich besuche Lucius Banda, einen der Gründer der Band, in Balaka. Heute ist er nicht mehr Mitglied, er hat seine eigene Gruppe und ist damit erfolgreich. Lucius Banda erinnert sich an die Zeiten des Regimes. Nur religiöse Texte seien damals möglich gewesen. Doch auch das habe manchmal zu Schwierigkeiten geführt: Der Diktator wurde oft mit Gott gleichgesetzt, d. h. wenn die Texte der Band zuviel Gotteslob enthielten, hätte das vom Regime als Beleidigung aufgefasst werden

können. Manchmal wurde die Band ganz bewusst schikaniert. Normalerweise trat sie für zwei oder drei Stunden auf. Am Unabhängigkeitstag mussten die Musiker jedoch den ganzen Tag lang vor betrunkenen Funktionären der MCP-Partei spielen. Und sie wurden gezwungen, ein Lied über die Eigentümer Kamuzu Bandas zu singen: In Malawi gehöre alles ihm, unter anderem die Frauen und auch die Alleluya-Band. In der Übergangszeit, als sich der Wechsel von der Diktatur zur Demokratie vollzog, wurden die Bandmitglieder bedroht: Sie hatten Angst, dass ihre Häuser und das Studio zerstört würden. Oft verließen sie nachts mit ihren Familien ihre Unterkünfte, um anderswo Unterschlupf zu finden.

Eines der Lieder, das das damalige Regime nach kurzer Zeit verbot, trägt den Titel „Msimu“. Es thematisiert den Autounfall auf der Straße nach Mwanza, bei dem 1983 vier Minister starben – ein Anschlag, für den die heimlichen Drahtzieher unter Banda verantwortlich waren.

Heute ist die Alleluya-Band nicht mehr so produktiv wie in den 80er und 90er Jahren. Doch sie versammelt immer noch Hunderte zu ihren Konzerten. Und sie spielt auch weiterhin in Kirchengemeinden, Krankenhäusern, Schulen und Gefängnissen.

Frauen engagieren sich

Banda's Frauenorganisation

In einer Diktatur werden meist auch die Rechte der Frauen mit Füßen getreten. Kamuzu Banda bemühte sich, die Ansicht zu verbreiten, er achte Frauen in besonderer Weise. 1986 gründete er die als unpolitisch geltende Organisation „Chitukuko Cha Amai m`Malawi“ (CCAM), die offiziell wirtschaftliche Aktivitäten der Frauen fördern und karitative Aufgaben wahrnehmen sollte. Inoffiziell musste jede Frau der CCAM beitreten, sonst galt sie als illoyal dem Regime gegenüber. Alle Mitglieder wurden gezwungen, unentgeltlich für die Organisation zu arbeiten, die Erlöse aus Kunsthandwerk oder Feldarbeit flossen den Machthabern zu. Am Unabhängigkeitstag mussten sich alle Frauen in einen Stoff wickeln, auf dem Banda abgebildet war. Jedes Jahr wurde ein neues Muster gedruckt. Die Journalistin Gladys Khoza erzählt mir, dass der Diktator in Privathäusern kontrollieren ließ, ob die Frauen den aktuellen Stoff gekauft hatten. Einmal kamen die Jungen Pioniere, eine spezielle Polizeieinheit des Regimes, auch zu ihr nach Hause und fragten nach dem Stoff. Gladys Khoza wurde darüber so wütend, dass sie alle bis dahin gesammelten Stoffe mit Aufdruck von Banda aus ihrem Kleiderschrank riss und sie den Kontrolleuren vor die Füße warf.

Zu offiziellen Anlässen sollten die CCAM-Frauen für Banda, seine Minister und Parlamentsmitglieder tanzen. An Entscheidungen durften die Frauen nicht

mitwirken. Manche wurden dazu aufgefordert, als Spione zu arbeiten, sogar ihre eigenen Ehemänner haben sie zum Teil bespitzelt. Die Organisation CCAM existiert noch heute, allerdings nicht mehr ausschließlich für Frauen.

Kämpferische Nationalheldin

Eine, die sich ihr Leben lang für Frauen- und Menschenrechte eingesetzt hat, ist Vera Chirwa. Sie ist in Malawi eine Nationalheldin. Unter Banda wurde sie zwölf Jahre lang gefangen gehalten, gedemütigt, gefoltert. Ihr Mann starb an den Misshandlungen, die man ihm zufügte. Vera Chirwa überlebte. Trotz ihrer 67 Jahre ist sie immer noch sehr aktiv und es ist nicht leicht, einen Termin mit ihr zu vereinbaren. Schließlich treffe ich mich mit ihr im Büro von „Malawi Carer“, einer Menschenrechtsorganisation, die sie vor vier Jahren gegründet hat. Vera Chirwa hat eine Wollmütze über den Kopf gezogen, sieht müde aus und hat anfangs keine Lust, interviewt zu werden. Sie entgegnet mir gleich, sie habe nicht viel Zeit. Nach einer Weile ist sie dann doch bereit, sich meinen Fragen zu stellen. Sie habe überlebt, sagt sie, weil der Glaube an Gott eine Tatsache für sie sei, auch wenn sie tagsüber gefoltert wurde. In den 60er Jahren musste ihr Mann aus Malawi fliehen. Vera Chirwa folgte ihm nach Tanzania, später lebten beide in Zambia. Im Exil arbeitete Vera Chirwa als Rechtsanwältin und Juraprofessorin. 1981 wurden sie und ihr Mann entführt und nach Malawi gebracht. „Ich weiß, warum ich ins Gefängnis kam. Banda war klar: Wenn er nur meinen Mann eingesperrt hätte, dann hätte ich für Schwierigkeiten gesorgt. Außerdem hatte Banda Angst vor mir, weil er glaubte, ich hätte großen Einfluss auf die Frauen. Deshalb entschied er, wir sollten entführt werden. Als wir nach Malawi kamen, beschuldigte man uns des Verrats, was niemand beweisen konnte. Wir kamen vor ein traditionelles Gericht ohne Rechtsbeistand und wurden so behandelt, als seien wir Straftäter. Aber sie hatten keine Beweise. Es war schrecklich“. Sie bricht ihre Erzählung ab, die Erinnerungen an die Inhaftierung lassen sie für kurze Zeit verstummen. Zwischen uns herrscht Schweigen. Dann fährt sie fort. Nach ihrer Freilassung 1993 gründete Vera Chirwa auch „Women´s Voice“, eine Vereinigung, die sich mit Frauenbelangen befasst. Vera Chirwa wollte sich nicht zufrieden geben mit der staatlichen Organisation CCAM und damit, wie Banda die Frauen zu seiner eigenen Machterhaltung benutzte.

Mit ihrer Organisation „Women´s Voice“ hat Vera Chirwa vor der Parlamentswahl im Juni diesen Jahres Frauen ermutigt, die politische Bühne zu betreten. Selbst fähige Frauen trauen sich oft nicht, zu kandidieren. Bei der ersten demokratischen Wahl 1994 schafften es zehn Frauen ins Parlament, jetzt gibt es immerhin 16 weibliche Parlamentsmitglieder, d. h. sie nehmen acht Prozent aller Sitze ein. Vera Chirwa ist weiterhin zuversichtlich: „Wenn wir in Malawi eine wirkliche Demokratie haben wollen, dann müssen wir die drei Feinde der Menschheit überwinden: Armut, Ignoranz, Krankheit. Die Jungen müssen als

Team zusammenarbeiten, einmütig und mitfühlend. Dann wird Malawi eines Tages ein Stern in dieser Welt sein“.

Selbstständig mit Papier-Recycling

Lindizga Buliani, Mitte vierzig, ist Unternehmerin. Sie leitet die einzige Papier-Recycling-Firma in Malawi: “Paper Making Education Trust” (PAMET). Als ich mich mit ihr verabrede, ahne ich noch nicht, dass sie fließend deutsch spricht. In den siebziger Jahren flieht sie als junges Mädchen vor dem Diktator Banda nach Deutschland, studiert hier Betriebs- und Agrarwirtschaft und kehrt später wieder in ihre Heimat zurück. Mit Entschlossenheit setzt sie sich für die Verbesserung des Lebensstandards ihrer Landsleute ein, vor allem für die Frauen in Malawi.

In dem kleinen Hinterhof von PAMET arbeiten bei lauter Radiomusik neun Angestellte: Sie schöpfen Papier, hängen die Bahnen zum Trocknen auf, fertigen Briefumschläge, Schreibpapier, Fotoalben, Geschenkpapier, Bilderrahmen. Ich laufe durch den Hof und werde von allen freundlich begrüßt, die Atmosphäre ist entspannt. Lindizga erzählt mir, welche Ideen sie mit PAMET verfolgt: Sie entwickelt und vermarktet die Produkte, gleichzeitig gibt sie das Wissen um die Herstellung von Papier an Frauen weiter. Außerdem gewährt PAMET günstige Kredite für die Grundausstattung, zum Beispiel Wannen und Siebe. Männer würden das Geld oft für Alkohol ausgeben, sagt Lindizga Buliani, Frauen könnten das Geld besser zusammenhalten und finanzierten damit die Ausbildung ihrer Kinder. „Wenn ich eine Frau unterstütze, dann kommt das der ganzen Familie zugute“. Ich fahre mit Lindizga in die Umgebung von Blantyre. Hier auf dem Land wohnt eine der Frauen, die bei PAMET gelernt hat, Papier zu recyceln. Wir verlassen die geteerte Straße, die Wege werden immer schmaler. Schließlich halten wir vor dem kleinen Haus von Ezmir Zuze. Sie erwartet uns schon und begrüßt uns freudestrahlend. Ezmir lebt hier zusammen mit ihren vier Kindern, von ihrem Mann hat sie sich getrennt. In der Umgebung ist sie die einzige, die Papier herstellt. Manche Nachbarn bewundern sie, wollen das Handwerk auch lernen. Doch dann stellen sie fest, dass es nicht so leicht ist. Ezmir ist dabei geblieben und sehr zufrieden mit ihrer neuen Selbstständigkeit: „Ich möchte Papier herstellen, solange ich lebe. Und ich bete zu Gott, dass meine Kinder das auch lernen können, denn es ist eine Arbeit, die einen befreit, da kann man alles selber herstellen und niemand kommandiert mich herum“. Wenn sie genügend Umschläge und Hefte produziert hat, dann steckt sie alles in eine Tasche, zieht ihr blaues Kleid an und macht sich mit ihrer ältesten Tochter auf den Weg in die Stadt, um ihre Produkte anzupreisen. Bisher mit Erfolg, denn Papier ist in Malawi immer noch Mangelware. PAMET unterstützt auch interessierte Frauengruppen, die genossenschaftlich arbeiten. Sie teilen sich die Ausstattung und den erwirtschafteten Gewinn. Gerade auf dem Land kann die Bevölkerung

nicht mehr vom Ackerbau allein leben. Frauen arbeiten zwar oft auf dem Feld mit, das Land gehört jedoch meist den Männern, das erwirtschaftete Geld ebenfalls. Lindizga will erreichen, dass möglichst viele Frauen ihr eigenes Geld verdienen. „Wir wollen, dass jede Frau, die wir schulen, in der Lage ist, ihr Leben in die eigenen Hände zu nehmen, nicht auf jemanden warten zu müssen. Dieses Bewusstsein sollen die Frauen entwickeln und weitertragen“.

Frauenministerin neu im Amt

Ich bin erstaunt: Ganz unbürokratisch verläuft die Terminvereinbarung mit Mary Banda, der Frauenministerin Malawis. Noch nicht einmal ein Fax verlangt ihr Sekretär von mir. Drei Telefonate und der Interviewtermin steht fest. Am vereinbarten Tag komme ich pünktlich um neun Uhr in das Büro der Ministerin. Der Sekretär entschuldigte sich: Nein, die Ministerin sei leider heute Vormittag nicht anwesend, sie sei auf einer Beerdigung. Ich werde auf den Nachmittag vertröstet. Als ich nach ein paar Stunden wieder das Büro betrete, ist die Ministerin immer noch nicht da. Ich warte. Schließlich schlägt mir der Sekretär vor, am nächsten Morgen wieder zu kommen. Ich lasse es auf einen dritten Versuch ankommen. Und tatsächlich, dieses Mal habe ich Glück, Mary Banda empfängt mich. Sie ist aufgedreht und redet wie ein Wasserfall. Seit zwei Monaten ist sie jetzt Ministerin. Eigentlich ist Mary Banda Lehrerin, sie hat unter Bandas Regime eine private Schule für Mädchen und Jungen aufgebaut – allerdings unter Schwierigkeiten. Sie wurde bedroht, man warf ihr damals vor, in Wettbewerb treten zu wollen mit der privaten Akademie des Diktators. Sie selbst verbrachte viele Jahre in Sambia, absolvierte dort ihre Ausbildung und kehrte mit 27 Jahren, Anfang der 80er Jahre, zurück nach Malawi. Bildung ist für sie heute der Schlüssel zu allem. Wenn die Frauen auf dem Land alle Lesen und Schreiben könnten, dann wüssten sie auch um ihre Rechte, sagt sie. Im Moment überarbeite die Regierung die Gesetze in bezug auf Scheidung und Erbrecht. Geschieden zu sein bedeute heute nicht mehr sein Gesicht zu verlieren. Ich frage Mary Banda, was sich seit Einführung der Demokratie 1994 für die Frauen auf dem Land geändert habe (80 Prozent der Bevölkerung lebt auf dem Land). Die Ministerin zählt auf: 2.000 Alphabetisierungskurse für Erwachsene, 8.000 Brunnenlöcher, keine Kleidervorschriften mehr: Frauen könnten z. B. auch Hosen tragen. Ich will Mary Banda's Euphorie bremsen und erzähle ihr von einem Erlebnis mitten in Blantyre, das mich schockiert hat: Es ist neun Uhr morgens, ich stehe in einem Buchladen und suche mit meinen Augen die Buchrücken ab. Plötzlich höre ich draußen Stimmengewirr, Rufe hallen durch die Straße, aufgeregt ziehen Menschen am Schaufenster vorbei. Erstaunt erkundige ich mich bei der Verkäuferin, was da vor sich gehe. Sie erklärt mir, eine junge Frau sei auf der Straße, die trage einen ziemlich kurzen Rock, das missfalle den Leuten. Sie

scheuchen die Frau vor sich her. Fassungslos trete ich hinaus, entdecke die Frau, umringt von mindestens 50 johlenden Männern und einigen Frauen. Jederzeit könnte die Stimmung umschlagen und die Menge gewalttätig werden. Die Betroffene verzieht keine Miene, blickt herausfordernd um sich und geht schließlich in einen Laden, um sich ein Chitenje zu kaufen, ein traditionelles Tuch, das sich die Frauen um ihre Hüften schlingen. Als sie so bedeckt wieder auf die Straße tritt, folgt der Mob ihr immer noch.

Auf dem Papier gibt es viele neue Freiheiten in Malawi, in der Praxis wohl noch lange nicht. Die Einstellung der Leute ändere sich eben nur allmählich, entgegenet Mary Banda. Außerdem seien die Erwartungen der Leute oft zu hoch: Mit dem Einzug der Demokratie könnten nicht plötzlich alle alles erreichen.

Journalistinnen mit einer guten Idee

In Malawi, so erfahre ich noch in Deutschland, soll es einen Frauen-Radiosender geben, Radio Dzimwe. Dort möchte ich hin. Zunächst treffe ich mich mit Aretha Kamwendo, einer jungen Journalistin beim staatlichen Rundfunksender MBC. Sie ist Mitglied bei MAMWA, "Malawi Media Women's Association". Bereits vor vier Jahren hatten die Journalistinnen von MAMWA die Idee, einen Radiosender für Frauen ins Leben zu rufen. Aber erst im April diesen Jahres konnte Radio Dzimwe auf Sendung gehen, gesponsert von der UNESCO. Die Radiostation befindet sich in Monkey Bay, am südlichen Ende des Malawi-Sees. Warum ausgerechnet in dieser Ecke des Landes einen Sender? Aretha erklärt mir: Hier gibt es eine besonders hohe Analphabetenrate von Frauen. Mädchen, die in dieser Gegend wohnen, werden oft sehr früh verheiratet, mit 10 oder 12 Jahren, und gehen dann nicht mehr zur Schule. Ein Radio besitzen zwar nicht alle Familien in Malawi, aber doch sehr viele. Und so wollte MAMWA über das Medium Radio die Frauen erreichen. Als ich mich nach den Themen erkundige, stelle ich fest: Es handelt sich nicht um einen reinen Frauensender, wie ursprünglich geplant war. Alle Themen, die eine Dorfgemeinschaft betreffen, kommen zur Sprache: Cholera, Bewirtschaftung der Felder, Hühnerhaltung, traditionelle Geburtshilfe, aber auch Kochrezepte, Aids und viel Musik. Aretha sagt, sie sei zur Verantwortlichen für Radio Dzimwe gemacht worden. Einen Monat lang ist sie in Monkey Bay gewesen und hat die sechs Ehrenamtlichen, die dort arbeiten, eingewiesen. Zuvor hatten die Mitarbeiter einen 14-tägigen Kurs in Interviewtraining und Studientechnik absolviert. Radio Dzimwe kann man im Umkreis von rund 50 Kilometern empfangen. Fünf Stunden täglich wird gesendet, morgens von 7 bis 9 Uhr und nachmittags von 16 bis 19 Uhr. Im Laufe des Gesprächs mit Aretha wird deutlich: Dem Pilotprojekt mangelt es an Geld. Eigentlich hätte Aretha noch länger in Monkey Bay bleiben sollen, doch ihr Aufenthalt dort konnte nicht mehr bezahlt werden. Angeblich hatte UNESCO auch ein Auto für die Mit-

arbeiter zugesagt, das ist in Monkey Bay nie gesehen worden. MAMWA versucht jetzt, neue Geldgeber zu finden.

Auch wenn der kleine Sender nicht das verspricht, was ich erwartet hatte: Ich bin trotzdem neugierig geworden und mache mich auf nach Monkey Bay. Das letzte Stück Straße dorthin besteht eigentlich nur aus Schlaglöchern, mühsam komme ich vorwärts. In Monkey Bay dauert es eine Weile, ehe ich jemanden treffe, der weiß, wo sich das Studio befindet. Als ich ankomme, sind die Türen verschlossen. Keiner der Mitarbeiter hat Telefon zu Hause, ich setzte mich auf die Stufen und warte. Dann kommen sie: Justice, der Leiter und Techniker, Julia, Rikki und Gertrude. Sie sind zwischen 20 und 24 Jahre alt und wirken sehr routiniert: Keine Aufregung, alle wissen, was sie zu tun haben. Keiner von ihnen wollte vorher Journalist werden. Doch als sie einen Job suchten, entdeckten sie die Ausschreibung von Radio Dzimwe und bewarben sich. Bedingung: Abschluss der Sekundarschule, fließend Englisch und eine lokale Sprache. Alle vier mögen ihren Job und sind überzeugt davon, dass sie mit ihren Sendungen dazu beitragen, die Leute in der Gegend besser zu informieren. Und dann beklagen sie sich doch: Sie erhalten nur 1.000 Kwacha pro Monat, umgerechnet 50 Mark. Sie haben kein Transportmittel, müssen manchmal lange Fußmärsche in Kauf nehmen, um zu ihren Interviewpartnern zu gelangen. Sie verfügen nicht über genügend Leerkassetten und Aufnahmegeräte. Als ich mich auf den Rückweg mache, habe ich zwar keinen Frauensender kennengelernt, dafür aber vier junge, engagierte Radiojournalisten, die trotz wenig Equipment sechs Tagen in der Woche auf Sendung gehen.

Das Schweigen brechen – Kampf gegen Aids

Eine Million Malawier HIV-positiv

Die Immunschwächekrankheit Aids stellt eine immer größer werdende Gefahr für die Entwicklung Malawis dar. Dem Land droht der Verlust der Arbeiterschaft. Mindestens ein Viertel aller arbeitsfähigen Stadtbewohner wird im Laufe der nächsten zehn Jahre an Aids sterben. Besonders hoch ist die Todesrate bei Lehrern und Beschäftigten im Gesundheitswesen. In Blantyre ist bereits jeder dritte Einwohner im Alter zwischen 15 und 49 Jahren HIV-positiv. Auch die Armee Malawis ist schwer betroffen: Jeden Monat sterben dort mindestens 20 Soldaten an Aids, Tendenz steigend. Es gibt in Malawi Zentren, in denen kostenfreie Aidsstests mit Beratung angeboten werden. Kondome sind nicht teuer und in Apotheken, Geschäften und Bars erhältlich. Doch Aufklärungsmaßnahmen scheinen bisher wenig bewirkt zu haben. Darüber bin ich erstaunt und will mehr über die Hintergründe erfahren.

Zunächst unterhalte ich mich mit Martha, einer jungen Journalistin bei TV Malawi. Sie ist die erste, die mit mir offen über Traditionen spricht, die den HIV-Virus verbreiten: So erfahre ich, dass in Malawi ein junges Mädchen in die Welt der Erwachsenen eingeführt wird, indem es z. B. von einem älteren Mann entjungfert wird. „Damit soll der Weg für den Ehemann bereitet werden. Das ist eigentlich nichts anderes als Vergewaltigung“, bemerkt Martha. Auch die Tradition der Witwenvererbung verbreitet Aids: Stirbt ein Mann, wird dessen Ehefrau sofort an seinen Bruder weitergereicht. Bei traditionellen Heilern ist es üblich, zwei oder drei Schnitte in die Haut zu ritzen und dann die Medizin in die Wunde zu reiben. Die Rasierklingen, die dazu benutzt werden, sind nicht steril und können ebenfalls die Krankheit weitertragen. Martha ist sich sicher, dass vor allem aber die Haltung der Leute das HIV-Virus verbreitet. In den Bussen hat Martha schon öfters Gespräche zwischen Jugendlichen miterlebt: „Sie sagen, man könne keine Süßigkeit eingewickelt in Papier genießen“. Die meisten würden keinen Aids-Test machen, weil sie davon ausgingen, nicht krank zu werden. Außerdem wollten sie es auch gar nicht wissen. Aids, erzählt Martha, ist immer noch ein Tabu in der malawischen Gesellschaft. Bei Begräbnissen würde der Pfarrer zum Beispiel niemals erwähnen, dass der Verstorbene Aids gehabt habe.

Vor vier Jahren hat Martha zum ersten Mal einen Aids-Test gemacht. Damals wollte sie eine Lebensversicherung abschließen, der Test war Bedingung.

Jugendliche in Anti-Aids-Clubs

An vielen Sekundar- und Primarschulen existieren heute Anti-Aids-Clubs, rund 1000 im ganzen Land. Bereits 1992 hatte die UNICEF die Initiative dazu ergriffen und die Idee in Malawi eingeführt. So wie einige Schüler sich nachmittags zum Sport treffen, diskutieren andere in einem eigenen Club über Aids, verarbeiten das Thema in Theaterstücken und Gedichten oder malen Plakate. Mit Patricia Msugu treffe ich mich im Büro von „Youth Arm Organisation“ in Blantyre, einer Jugendvereinigung, die u.a. von der UN finanziert wird. Patricia, 20 Jahre, ist für einige der Anti-Aids-Clubs in ihrer Stadt zuständig. Als sie noch selbst zur Schule ging, war sie die Vorsitzende eines solchen Clubs. Patricia ist überzeugt davon, dass wenigstens ein paar Mitglieder in den Clubs ihr Verhalten ändern. „Am Anfang haben sie mich gefragt, warum man Kondome benutzen soll. Jetzt fragen sie, wie man sie benutzt, d. h. sie wollen Kondome selbst benutzen“. Die „Youth Arm Organisation“ will vor allem erreichen, dass Jugendliche sich verantwortlich verhalten, in bezug auf Sexualität, und sichere Sexualpraktiken anwenden.

Zusammen mit Patricia besuche ich einen dieser Clubs. Wir haben uns für drei Uhr nachmittags angekündigt, nur allmählich finden sich die Schüler ein. Schließlich sitzen wir in der Bücherei um einen großen Tisch herum, zusam-

men mit 12 Clubmitgliedern aus unterschiedlichen Klassen. Kings ist 17 Jahre alt. Er meint, der beste Schutz vor Aids sei, erst gar keinen Sex zu haben; Kondome seien ja auch nicht ganz sicher. Die 18-jährige Julie meldet sich zu Wort. Sie erzählt, sie habe bisher einmal mit ihrem Freund geschlafen. „Ich hab´s nur getan, um ihn glücklich zu machen. Ich hatte Angst, ihn zu verlieren, wenn ich ablehne“. Ken, 17 Jahre, fügt hinzu, dass der Gruppendruck manchmal ziemlich stark sei. Wenn man noch keinen Sex gehabt habe, würde man von den anderen gehänselt. Alle in der Gruppe geben zu, Angst vor Aids zu haben. Die meisten von ihnen kennen jemanden, der daran erkrankt oder gestorben ist. Ken gibt sich trotzdem optimistisch: „Aids gab´s schon, als ich auf die Welt kam. Ich versuche, kein Aids zu kriegen. Aber selbst wenn ich es habe, ist das nicht das Ende der Welt. Ich kann weiterhin zur Schule gehen, vielleicht lebe ich länger als jemand, der nicht krank ist“. Längst nicht alle Teilnehmer verhalten sich so reflektiert. Der 15jährige Arbet zum Beispiel. Er ist der festen Ansicht: Nur diejenigen, die sich in einer Beziehung miss-trauen, benutzen Kondome. Außerdem sei Verhütung das Problem der Mädchen, ihn träfe keine Verantwortung. Arbet ist seit einem Jahr im Club, an seiner Haltung scheint sich nichts geändert zu haben.

“Youth Ambassadors” als Berater

In Blantyre und in der Hauptstadt Lilongwe gibt es Büros von MACRO, “Malawi Aids Counseling and Resource Organisation”. Dabei handelt es sich um Zentren, in denen Beratung und Aidstests kostenlos sind. MACRO erhält finanzielle Unterstützung aus den USA und Großbritannien. Superior Williams, Leiter des Zentrums in Blantyre, ist seit der Eröffnung 1994 mit dabei. Rund 15 bis 20 Leute kommen pro Tag, meist wegen eines HIV-Tests. Manche nehmen auch eine lange Anreise in Kauf. Vor dem Test sprechen die Berater von MACRO mit ihnen: Was würden sie z. B. tun, wenn sie erfahren, dass sie HIV-positiv sind? Verheirateten Männern oder Frauen raten sie, mit dem Partner zu kommen. Der Leitgedanke bei MACRO: Menschen mit dem HIV-Virus dabei zu unterstützen, positiv zu leben. Zu MACRO gehören auch die “Youth Ambassadors”, eine Gruppe von 12 jungen Männern und Frauen, die alle HIV-positiv sind. Sie arbeiten ehrenamtlich als Berater und diskutieren vor allem mit Jugendlichen in Schulen und Kirchengemeinden. Mike Kalimera ist einer von ihnen. Mit sanfter Stimme und erstaunlicher Offenheit erzählt er mir von seiner Krankheit und den Ängsten, die er anfangs durchlebt hat. Mike ist 26 Jahre alt, seit drei Jahren weiß er, dass er Aids hat. Als er damals davon erfuhr, war es für ihn schwierig, darüber mit seinen Eltern und Freunden zu sprechen. „Ich glaubte, ich müsse sterben. Und ich dachte, ich müsse unbedingt herausfinden, wer mir das Aids-Virus weitergegeben hat. Erst hab ich die Krankheit verleugnet, aber nach zwei bis drei Wochen hab ich

angefangen, mich damit auseinanderzusetzen“. Mike hat eine Freundin. Er erzählte ihr von seiner Krankheit. Daraufhin ging sie zum Test, sie ist HIV-negativ. „Wir benutzen immer ein Kondom. Für jemanden, der versteht, wofür ein Kondom gut ist, für den ist ein Kondom kein Problem“. Mike bemüht sich, einen gesunden Lebensstil zu führen: Ausgewogene Ernährung und genügend Bewegung. „Früher hab ich bei jeder Anstrengung geschwitzt, heute fühle ich mich besser. Und ich weiß, ich habe noch Zeit zu leben vor mir“. Mike wirkt auf mich ausgeglichen und ruhig. Ich kann ihn mir gut in der Jugendberatung vorstellen.

Aufklärung über's Radio

Ein regelmäßiges Radioprogramm des staatlichen Senders MBC mit dem Titel „Straight Talk“ spricht offen über Aids und alle Fragen, die die Hörer zum Thema haben. Junge Leute zwischen 22 und 26 Jahren moderieren die Sendung. Sie sind nicht angestellt bei MBC, sondern erhalten ihr Honorar zum Teil von UNICEF. Manchmal wird ein Arzt als Experte ins Studio eingeladen, meist beantworten die Macher von „Straight Talk“ aber selbst die Fragen der Zuhörer. Ihr Rat, wie man es vermeidet, aidskrank zu werden: Sich nicht auf sexuelle Abenteuer mit unterschiedlichen Partnern einlassen und Sex erst ab 18 Jahren, wenn man fähig ist, selbstständig Entscheidungen zu treffen. Jeden Tag erhält „Straight Talk“ Briefe von Jugendlichen. Noel Chingwene, seit drei Jahren dabei und Organisator der Sendung, liest einen der Briefe vor: „Sehr geehrter Herr Doktor, ich habe eine Freundin, die ich sehr liebe und der ich vertraue. Ich bat sie neulich, mit mir zusammen einen Aids-test zu machen. Sie wollte nicht. Also bin ich allein zur Klinik gegangen. Das Ergebnis: Ich bin HIV-negativ. Kann ich weiterhin eine Beziehung mit ihr haben? Ich mag sie sehr“.

Weil sich die „Straight Talk“-Moderatoren nicht scheuten, die Dinge deutlich zu benennen, durften sie eine Woche lang nicht senden. Nach vielen Gesprächen mit MBC sind sie jetzt wieder regelmäßig zu hören, allerdings mussten sie versprechen, eine gemäßigtere Sprache zu verwenden.

Verstehen mit Hilfe von Theater

Die Mitarbeiter des „story workshops“ in Blantyre wollen Alltagsprobleme mittels Theater anschaulich machen. Also recherchieren sie, schreiben Stücke, lassen sie in Dörfern aufführen, nehmen alles auf Kassette auf. Später werden die Stücke im Radio gesendet. Vor einiger Zeit hat der „story workshop“ ein Stück über Aids verfasst. Die Hauptperson ist eine Frau, deren Ehemann viele Geliebte hat und mit mehreren Geschlechtskrankheiten

zu ihr zurückkommt. Die Frau weiß nicht, wie sie sich verhalten soll. Wenn sie ihren Mann verlässt, dann fürchtet sie, hat sie niemanden mehr, der sie unterstützt. Ihre Freundinnen raten ihr, zu gehen und sich mit kleinen Geschäften über Wasser zu halten. Es ist schwer für sie, sich zu entscheiden, doch am Ende verlässt sie ihren Mann gegen alle Widerstände. Ich frage Marvin Hanke, den Leiter des „story workshops“, ob das Ende der Geschichte eine Aufforderung an die Frauen sei, sich scheiden zu lassen. „Nein“, entgegnet er, „aber die Frauen haben ein Recht, Verantwortung für ihren Körper und ihre Gesundheit zu übernehmen“. Seiner Meinung nach ist nicht die Einstellung zu Aids das größte Problem, sondern der kulturelle Hintergrund. Eine malawische Frau müsse zum Beispiel gehorsam sein. Wenn sie ihrem Ehemann nicht gehorche, dann verliere sie ihre Familie. Daher sei es sehr schwer für eine Frau zu ihrem Mann zu sagen: „Wenn du mit mir schläfst, dann nur mit Kondom“. Die Frau stehe also vor der schwierigen Entscheidung, bei ihrem Mann zu bleiben, auch auf die Gefahr hin, Aids zu bekommen, oder zu gehen und zu versuchen, irgendwie zu überleben. Das Team von „story workshop“ will seinen Zuhörern die Möglichkeit geben, sich mit den Hauptfiguren zu identifizieren. Damit die Stücke möglichst realistisch werden, fährt ein Team von vier Mitarbeitern über die Dörfer, diskutiert mit den Menschen, um auf diese Weise mehr über ihre Ansichten und Ängste zu erfahren. Dieses Material ist später Grundlage für die Theater- und Hörstücke.

Einblicke ins Bildungssystem

Kostenlos lernen

Nach den Wahlen 1994 führte die neue demokratische Regierung damals den kostenlosen Besuch der Primarschule ein. Plötzlich gab es drei statt zwei Millionen Primarschüler in Malawi. Über 20.000 unausgebildete Lehrkräfte wurden eingestellt, viele mussten unter freiem Himmel unterrichten. Heute ist etwa ein Drittel der 50.000 Primarlehrer fachlich nicht ausgebildet. Immer noch fehlen genügend Lehrmaterialien und Klassenräume. Die Regierung hat vor drei Jahren, zusammen mit internationalen Geldgebern, ein Soforthilfeprogramm auf die Beine gestellt, das Lehrer schnell und effektiv weiterbilden soll. Die Kurse dauern zwei Jahre, finden in einem der sechs Lehrer-Ausbildungs-Institute statt und sind immer wieder unterbrochen durch praktische Lehreinheiten. Die Ausbildung ist übrigens kostenlos, bis auf Schulbücher und Hefte, die die Auszubildenden selbst kaufen müssen.

Ich möchte mir das College in Nguludi anschauen. Als ich einige Tage vor dem vereinbarten Termin noch einmal anrufe, erfahre ich, dass ich doch keine Möglichkeit haben werde, mit angehenden Lehrern zu sprechen. Eigent-

lich hätten die Auszubildenden nach ihrem zweiten Praktikum im August wieder für kurze Zeit selbst die Schulbank drücken und in den Wohnheimen leben sollen. Doch zur Zeit gibt es kein Wasser auf dem Gelände, die Wasserpumpe ist defekt und der Regierung fehlt das Geld, um den Schaden zu beheben. Für die Auszubildenden fällt der Unterricht deshalb in den nächsten vier Wochen aus. Sie sollen erst Mitte September wiederkommen. Bis dahin soll die Wasserversorgung wieder funktionieren. Dann allerdings werde ich schon nicht mehr im Land sein. Deshalb entscheide ich mich trotzdem loszufahren, um wenigstens mit dem Leiter und einigen Lehrkräften zu sprechen.

Die Straße dorthin ist so schlecht, dass ich für 30 Kilometer eine Stunde brauche. Dann erreiche ich das College, es gehört zur Missionsstation Montfort. Das Hauptgebäude liegt erhöht, mit wunderschönem Blick auf das umliegende Land. Bruder Andrew Makocho erwartet mich schon. Er ist seit vier Jahren Leiter des Ausbildungszentrums, lange Zeit war er selbst Lehrer an verschiedenen Schulen, u.a. in Holland und Irland. Bruder Andrew erzählt, die neue Regierung habe vor ihrem Antritt verkündet, sie wolle Bildungseinrichtungen unterstützen. „Wir warten auf das Versprechen, aber wann das sein wird, wissen wir nicht“. Am Montfort College werden auch Blinde und Taube zu Lehrern ausgebildet. Und trotzdem hat der frühere Erziehungsminister das College nur ein einziges Mal für 10 Minuten besucht, bedauert Bruder Andrew. Manchmal schreibt er in Zeitungen über die Missstände am College, über fehlende Elektrizität, defekte Wassersysteme oder zu wenig Essen. „Aber wir werden nur beschuldigt, mehr Geld zu verlangen. Die Minister verstehen nicht wirklich, was hier vor sich geht“.

Zuletzt streikten die Lehrer in Malawi 1994. Damals bezahlte die Regierung vielen ihr Gehalt nicht aus, gleichzeitig stiegen die Preise für die Lebenshaltungskosten. Unter Banda, erinnert sich Bruder Andrew, sei das Gehalt zwar normalerweise pünktlich eingetroffen, aber man habe sowieso nicht viel kaufen können. Fernseh- und Videogeräte zu besitzen, sei schon ein großes Problem gewesen. Das Ansehen der Lehrer in Malawi sei im Vergleich zu früher zurückgegangen. Früher habe die Dorfgemeinschaft dem Lehrer zum Beispiel ein Haus gestellt. Heute bekommen Lehrer sehr niedrige Gehälter. Ein Primarlehrer verdient im Durchschnitt 1.400 Kwacha pro Monat, umgerechnet etwa 70 Mark, ein Sekundarlehrer etwas 2.500 Kwacha, umgerechnet rund 130 Mark. In den letzten Jahren hat die Regierung die Gehälter nicht mehr erhöht.

Später unterhalte ich mich mit der Lehrerin Mandrena Kahila, einer zierlichen, kleinen Person. Sie unterrichtet Gesellschaftskunde am College und hat schon vorher viele Jahre an verschiedenen Schulen gearbeitet. Die Lehrpläne seien heute anders: Zum Beispiel sei jetzt das Thema „Aids“ darin enthalten und darüber könne sie offen mit ihren Schülern reden. Das wäre zu

Bandas Zeiten undenkbar gewesen. Soziale Missstände jeglicher Art habe man nicht laut zur Sprache bringen dürfen. „Wir sind damit aufgewachsen, bestimmte Dinge nicht in der Öffentlichkeit zu kritisieren. Das haben wir einfach vermieden. Ich habe zum Beispiel fünf Kinder. Und das wenige Geld, was ich bekam, wollte ich für meine Kinder sparen. Hätte ich irgend etwas gegen das Regime gesagt, wäre ich ins Gefängnis gekommen und meine Kinder hätten darunter leiden müssen“. Schließlich führt mich Mandrena Kahila über das College-Gelände. Zunächst zeigt sie mir die Klassen- und Verwaltungsräume, dann gehen wir vorbei an den Wohnheimen, in denen während der Theoriekurse über 500 Schüler leben. Etwas entfernt davon stehen die kleinen Häuser, die die Lehrer mit ihren Familien bezogen haben. In der Ferne erkenne ich ein Dorf, im übrigen nur Felder und Wiesen und die holprige Straße, die mich hierher nach Nguludi führte. Sie ist allerdings in der Regenzeit nicht befahrbar.

Studieren an der Universität

Es ist Mittag, die Studenten des Chancellor Colleges in Zomba sind entweder in der Kantine oder tanken frische Luft. Zusammen mit den beiden Studentinnen Miriam und Angela, beide 19, sitze ich auf der Wiese vor ihrem Wohnheim. „Mein Vater ist mein Vorbild. Er ist sehr erfolgreich, er ist zur Schule gegangen, hat Pharmazie studiert. Ich bewundere meinen Vater sehr“. – „Mein Vorbild ist meine Mutter. Sie schreibt gerade ihre Doktorarbeit in Ernährungswissenschaft, obwohl sie arbeitet und drei Kinder hat. Die meisten afrikanischen Frauen schaffen das nicht. Ich möchte gerne so wie meine Mutter werden“. Miriam studiert Betriebswirtschaft, Angela Chemie und Biologie. Ein Studium ist längst nicht selbstverständlich für junge Frauen in Malawi. Studentinnen waren an der Universität immer in der Minderheit, sie machen höchstens ein Viertel aller eingeschriebenen Hochschüler aus.

Das liegt vor allem an der traditionellen Gesellschaft in Ostafrika: Von Mädchen und Frauen wird nicht erwartet, dass sie eine akademische Karriere einschlagen. Sie sollen Geld verdienen und eine Familie gründen. Angela weiß sehr wohl, dass es ein Privileg für sie ist, hier zu sein. Früher wurde an der Universität in Zomba die Elite des Landes ausgebildet. Besser gestellte Familien schicken ihre Kinder zum weiteren Studium ins Ausland: Nach Zambia, Südafrika, Großbritannien, in die USA. Denn in Malawi kann man bisher nur ein Vordiplom erwerben, kein Diplom und keinen Dokortitel. Das Studieren an sich ist nicht besonders teuer: 1.500 Kwacha verlangt die Universität von den Studenten pro Jahr, das sind umgerechnet rund 75 Mark. Dafür stellt die Universität kostenlos Zimmer im Wohnheim und das Essen in der Mensa zur Verfügung. Klingt eigentlich gut. Doch es gibt vieles, was die Studenten verärgert. Deshalb beschlossen sie zu demonstrieren. Das war vor einem Jahr. Angela ist immer

noch empört: „Die Studiengebühren sollten erhöht werden. Und in unserer Fakultät gab es nicht genügend Chemikalien. Letztes Jahr hatten wir nur drei Mal die Möglichkeit, praktisch zu arbeiten. Es war immer derselbe Versuch mit denselben Chemikalien. Auch die Bücher in der Bücherei sind ein Problem. Manchmal jagt die ganze Klasse hinter einem Buch her“. Außerdem waren die Wohnheime in schlechter Verfassung, es gab zum Beispiel nur kaltes Wasser, das Essen in der Mensa war miserabel und eintönig. Der Entschluss zu streiken wurde gefasst. Eine Woche lang boykottierten die Studenten Vorlesungen und Seminare. Die Verwaltung antwortete prompt: Sie schloss die Universität für vier Monate. Mittlerweile ist das Essen abwechslungsreicher geworden, es gibt wieder warmes Wasser und einige Wohnheime sind restauriert worden. Doch noch immer fehlt es an Lehrmitteln und Dozenten. Angela traut sich nicht mehr so recht, zu protestieren: „Wir wollten für unsere Rechte kämpfen, aber jetzt kennen wir die Folgen. Deshalb warten wir lieber ab, was passiert. Das sie uns nach Hause schicken, davor haben wir am meisten Angst“.

Der Malawi-See – Drittgrößtes Binnengewässer Afrikas

Eigenverantwortlicher Fischfang

Malawis Beitrag zur Expo 2000 in Hannover ist ein Fischerei-Projekt, das mit Unterstützung der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) umgesetzt und schon mehrere Jahre erprobt wird. Das Projekt soll als Modell zur nachhaltigen Bewirtschaftung der Gewässer dienen.

Der Fischreichtum hat den Malawi-See berühmt gemacht. Doch viele Arten sind heute fast verschwunden, weil die Fischer mit immer engmaschigeren Netzen den See regelrecht geplündert haben. Seit den 70er Jahren wurden die Fischbestände immer kleiner. Das liegt vor allem daran, dass die Bevölkerungszahl in Malawi gestiegen ist. Es gibt heute mehr Fischerfamilien als noch vor 20 Jahren. Aber auch die Landwirtschaft hat zum Teil die Seeufer zerstört und damit die Orte, an denen die Fische ihren Laich ablegen. Seit zwei Jahren existiert ein neues Fischereigesetz: Die Ufergemeinden sollen die Regelungen für den Fischfang mitgestalten. Projektmanager für die Fischereibehörde im Süden des Landes ist Sloans Chimatiro. In der Vergangenheit sei ausschließlich die Regierung für die Regeln verantwortlich gewesen. „Aber dann haben wir gemerkt, dass es nicht so einfach ist, den Bewohnern der Stranddörfer klar zu machen, die Regeln zu befolgen. Deshalb haben wir die Dorfgemeinschaften miteinbezogen. Jetzt haben sie die Möglichkeit, auch eigene Vorschriften zu erlassen, die ihren Bedingungen entsprechen“. Für viele Fischer war es schwierig, einzusehen, dass sie ihre Fangmethoden ändern müssen. Heute werden von den Dorfgemeinschaften Komitees gewählt, die als Mittler zwischen der Regierung und den

Stranddörfern fungieren. Ihre Mitglieder sind meist selbst Fischer. Aufgabe des Komitees ist es zum Beispiel, die Maschengröße festzulegen. Der Gebrauch von Moskitonetzen ist verboten. Denn nur wenn die Maschen groß genug sind, können sich Jungfische freischwimmen und eine neue Generation wächst nach. Die Komitees kassieren auch Gebühren für Fanglizenzen. Außerdem hat man sich geeinigt, während der mehrmonatigen Schonzeiten kaum noch zu fischen. In dieser Zeit ist es für viele Fischerfamilien schwierig, weiterhin ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Doch wer die Gesetze verletzt, wird mit hohen Geldstrafen bestraft, bis zu 10.000 Kwacha, das entspricht dem Jahreseinkommen eines Fischers. Es ist auch schon vorgekommen, dass Fischer vom Strand verjagt oder ihre Netze beschlagnahmt und verbrannt wurden.

Zusammen mit Marita Hummel, Mitarbeiterin der GTZ, und Josef Kasusweni, Fischereiberater und gleichzeitig unser Dolmetscher, fahre ich zum Strand Mpima. Es ist sechs Uhr morgens, die Sonne ist gerade über dem Wasser aufgegangen, die Fischer kehren mit ihren Booten zurück an den Strand. Viele Händler sind gekommen, um den Fisch ganz frisch einzukaufen. Der begehrteste Fisch ist der Chambo, eine Buntbarschart. Doch meistens fangen die Fischer nur noch kleinere Arten. Zwei der Fischer erklären sich bereit, mit mir zu sprechen. Wir lehnen an einem umgedrehten hölzernen Boot, umringt von unzähligen Kindergesichtern. Whas Khoza ist schon viele Jahre Fischer. Mit dem Ertrag muss er seine vier Kinder und sechs weitere Verwandte versorgen, manchmal ein schwieriges Unterfangen bei einem überfischten See. Aber er meint, dieses Jahr habe sich sein Fang verbessert. „Auch wenn wir wenig fangen, fahren wir raus. Manchmal legen wir auch mehr Netze aus. Was sollen wir sonst machen?“ Molis Robert fährt ebenfalls täglich raus. Er besitzt ein eigenes Boot. Auf das Komitee ist er nicht besonders gut zu sprechen. Sie würden ihm nicht wirklich helfen, sondern nur sagen, welche Netze er benutzen soll und sie verlangten Geld von ihm, das sie an die Fischereibehörde weiterleiten würden. Ich frage Maiko Sambakosin, Komitee-Mitglied am Strand Mpima, warum sein Komitee keinen so guten Ruf habe. Er erklärt mir, was er unter Hilfe versteht. „Wenn wir von Unterstützung sprechen, denken die Fischer an finanzielle Hilfe, nicht an Hilfe in bezug auf Beratung. Wir versammeln die Fischer am Strand, raten ihnen zum Beispiel größere Maschen zu verwenden. Für sie ist das nicht viel, aber wir helfen ihnen damit natürlich trotzdem“.

Wir verlassen den Strand und fahren ins Dorf Ntambo. Im Schatten eines Baumes haben sich zehn Komiteemitglieder versammelt. Wir werden freundlich in ihre Runde aufgenommen. Das Komitee trifft sich an diesem Vormittag, um die jährliche Zeremonie zu besprechen, die den Anfang der Schonzeit markiert. Nur eine einzige Frau ist mit dabei. Sie fährt nicht selbst auf den See raus, wie ich erfahre, besitzt aber ein Netz und stellt acht Leute ein, die für sie arbeiten. Fischerinnen sind in Malawi bisher sehr selten. Doch wenn Frauen Boote oder

Netze besitzen, werden sie von ihren männlichen Kollegen respektiert. In der Fischverwertung dagegen arbeiten viele Frauen, sie räuchern Fisch und verkaufen ihn auf den Märkten. Und sie pflanzen Mais, Baumwolle und Tomaten an und unterstützen damit ihre Familien in den Monaten, in denen nicht gefischt werden darf.

Josef Kasusweni führt uns am Nachmittag ins Dorf Chiwaula. Hier warten wir auf den Dorfvorsteher, die wichtigste Person innerhalb einer Gemeinschaft, ihm gebührt am meisten Respekt. An allen maßgeblichen Entscheidungen, die sein Dorf betreffen, ist er beteiligt. Die Komitees müssen den Dorfcchef für ihre Sache gewinnen, sonst lassen sich die Regelungen für den Fischfang nicht durchsetzen. Im Dorf Chiwaula hat das Komitee den Dorfvorsteher davon überzeugt, Vorsitzender zu werden. Endlich tritt Dorfcchef Chiwaula aus seinem Haus. Er ist ein fein gekleideter, älterer Herr im dunklen Anzug, der geduldig auf meine Fragen antwortet. „Anfangs glaubten wir, das Komitee sei zu nichts nütze. Aber jetzt wissen wir, dass es sehr hilfreich ist und wir können die richtige Sorte Fisch mit der richtigen Maschengröße fangen“, sagt er. Und er hoffe, dass es bald wieder mehr Chambo gebe, das sei schließlich der berühmteste und schmackhafteste Fisch in Malawi. Auch Projektmanager Sloans Chimatiro weiß, dass die Meinung der traditionellen Dorfvorsteher bei Fragen des Natur- und Umweltschutzes zählt. „Wir versuchen, an die Geschichte anzuknüpfen, an eine Zeit, als die Dorfvorsteher diejenigen waren, die die alleinige Verantwortung für die Nutzung der Fischvorkommen getragen haben. Die Dorfcchefs sind auch heute noch sehr wichtig. Sie sind die Wächter der Ressourcen, die zentrale Kontaktstelle zwischen Dorfbewohnern und Regierung“.

Die strengen Bestimmungen und die Mithilfe der Komitees haben letztendlich dazu geführt, dass die Fischerträge in Malawi seit drei Jahren tatsächlich allmählich wieder zunehmen.

Gemächliche Fahrt über den See

Es ist Abend auf dem Malawi-See. Das Passagierschiff Illala steuert den kleinen Hafen in Nkhata Bay, im Norden des Landes, an. Hier möchte ich zusteigen. Eigentlich hätte das Schiff schon am Nachmittag da sein sollen, aber es hat sich mal wieder verspätet. Fahrpläne sind nur grobe Orientierungshilfen. Mit mir warten hunderte geduldig darauf, endlich an Bord gehen zu können und für den Rest der Nacht Schlaf zu finden. Doch zunächst werden Waren ein- und ausgeladen, und das kann zwei bis drei Stunden lang dauern. Die Illala ist das einzige Passagierschiff, das zur Zeit auf dem Malawi-See verkehrt: Ein großer, etwas rostiger Dampfer, der bis zu 400 Personen transportieren kann und seit über 40 Jahren auf dem See verkehrt. Nur der Motor wurde vor ein paar Jahren ausgetauscht. Auf der Brücke steht Kapitän John Mohango, in Shorts und Badeschlappen. Er ist stolz auf seinen Beruf. „Mein Job ist in Malawi sehr selten. Wenn man die

Geschichte der Navigation auf dem Malawi-See betrachtet, waren anfangs alle Kapitäne Weiße. Erst seit kurzem werden Malawier eingestellt“. Auf der Illala kann man zwischen drei verschiedenen Decks wählen: Auf dem Oberdeck mit Bar und Liegestühlen treffen sich vor allem rucksackreisende Europäer. Auf dem Zwischendeck reisen die Erste-Klasse-Passagiere in eigenen Kabinen. Jede Kabine ist ausgestattet mit Kojen, Schrank, Spiegel und Waschbecken und überall Lampen. Der Luxus vergangener Zeiten ist noch deutlich zu spüren. Vom Zwischendeck führen steile Treppen zum unteren Deck. Hier reist die einheimische Bevölkerung, dicht gedrängt, meist mit viel Gepäck: Säcke mit Mais, Pakete mit getrocknetem Fisch, Bündel mit Tabak, Zuckerrohr und Reis stapeln sich. Auch Ziegen und Fahrräder sind an Bord. Die Illala ist schließlich vollgeladen und kann mit einem halben Tag Verspätung von Nkhata Bay ablegen. Sie stampft ihrem nächsten Ziel entgegen: Likoma Island, der einzigen Insel im Malawi-See, nahe an der Grenze zu Mosambik. Es ist mitten in der Nacht, als die Illala ankommt. Auf Likoma Island gibt es keinen Landungssteg, die Illala geht vor Anker, die beiden Rettungsboote werden heruntergelassen. Passagiere, die aussteigen wollen, quetschen sich mit ihrem Gepäck in die kleinen Motorboote und los geht's in Richtung Festland. Mehrmals müssen die Boote hin- und herfahren. Dann wird der Anker gelichtet. Kapitän Mohango hat ein paar Stunden ausgeruht, jetzt ist er wieder im Dienst. Seit drei Jahren fährt er als Kapitän auf der Illala über den See. Er stammt aus Nkhata Bay und kennt den Malawi-See sehr gut: „Mit Kanufahren hab ich angefangen. Ich bin ein guter Fischer und ich bin mit allen Arten von Wind vertraut“. Wenn der See so friedlich daliegt, glaubt man nicht, dass hier auch tosende Stürme hinwegfegen können, besonders zwischen April und August. Doch nur ein einziges Mal ist bisher ein Passagierschiff gesunken, das war 1946.

Nkhota, die nächste Station ist in Sicht. Mehr als die Hälfte der gemächlichen Reise ist geschafft. Das südliche Ende des Sees ist jetzt noch eine Tages- und Nachtreise entfernt.